Breslauer Beobachter.

№ 207. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Dienstag, den 28. December.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Dreizehnter Jahrgang.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 4 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der Schiffskapitain Marchand.

In den Freistunden, welche mir die Schule ließ, kannte ich keine liebere Erholung, als am Hafen von Marseille lustwandelnd die Schiffe zu betrachten. Im Jahre 1813 war das ein trauriger Anblick. Hudson Lowe, späterhin der Scherge von Sanct Helena genannt, war der Kerkermeister unserer Stadt, und seine Schiffe kreuzten mit verzweifelter Wachsamkeit auf unserer Rhede. Der Handel schmachtete langsam dahin. Nichts in der Welt sieht so trostlos aus, als eine Reihe abgetakelter Schiffe. Der Kay von Marseille war ein Theben zur See von Trümmern voll Einsamkeit, Schweigen und Trauer.

An der Ecke des Börsendammes ankerte trübselig ein Schiff, das auf allen Meeren eine glänzende Rolle gespielt hatte, und nun während der englischen Sperre sichtlich abfiel und zum Wracke ward. Dieser Rumpf war der durch seine Reise um die Erde berühmte „le Solide,“ dessen Abenteuer ich mit dem ganzen Antheil meiner jungen Jahre in den drei Quartbänden gelesen, welche die Regierung unserer öffentlichen Bibliothek geschenkt hatte. Das Schiff war mir theuer, wie seine ältere Schwester Argo; auf Schwingen der Einbildungskraft hatte ich mit ihm die Südsee durchsegelt, und wie mit leiblichen Augen im Archipel der Marquisen von Mendoza die jungen Insulanerinnen an Bord schwimmen sehen, so daß der getheerte Hauptmast dem Zauberbaum im Hayn von Gnidos glich. Ich wußte die ganze Odyssee dieses Schiffes fast auswendig, aber es war mir unbekannt, daß sein Rumpf es war, den ich täglich am Pfahlwerk zu meinen Füßen liegen sah.

Zuweilen trat ich in ein Kaffeehaus am Strand, um eine Parthie Schach oder Dame zu spielen; stets war es mit müßigen Seeleuten gefüllt, den lebenden Trümmern im Angesicht der leblosen. Ich hegte eine ungemeine Verehrung für alle Seefahrer, und hörte mit stets reger Theilnahme ihren endlosen Erzählungen zu. Vorzüglich war es der bekannte Corsar Mordeille, mit dem ich mich mit stets erneuter Freude unterhielt. Er fand in mir den jüngsten und geduldigsten seiner Zuhörer, und mißbrauchte häufig genug meine unerschütterliche Standhaftigkeit im Zuhören. Von Grund des Herzens verachtete er die Kauffahrtei; fünfzehnmal hatte er siegreich geentert, und dafür vom Kaiser selbst das Kreuz erhalten; wie könnten ihn nun die Gespräche anziehen, die sich nicht weiter erstreckten, als zu Erinnerungen aus der Levante und vom Cap? — Als Mordeille eines Tages mir, vielleicht zum zwanzigstenmal, seine letzte oder vorletzte Heldenthat erzählte, trat ein mir unbekannter Mann ein, drückte dem Corsaren die Hand, setzte sich zu uns und verlangte Kaffee.

„Guten Tag, Masse,“ sagte Mordeille; „wie gehts?“ — „Nicht sonderlich,“ versetzte der: „war'n Bissel krank. Stengen und Tauwerk werden morsch. — Bei dem Klang des Namens Masse faßte ich den Ankömmling in's Auge; sein Antlitz und dessen Färbung, seine Stimme, seine Hände, seine Kleidung, alles an ihm kam mir auffallend vor. Das ist gewiß ein merkwürdiger Mann, dachte ich und wandte mich zu Mordeille: „wie ich gelesen habe, führte ein Befehlshaber an Bord des Solide den Namen dieses Herrn.“ — „Glaubs schon“ entgegnete Mordeille: „ist ers doch selber.“ — „Gewiß,“ bekräftigte der Andere: „ich war der zweite im Befehl, gleich nach dem Kapitain Marchand.“ „Wie, Sie wärens selber?“ rief ich mit jugendlichem Eifer: „Derselbe Herr Masse, der seinen Namen einer Insel des Revolutionsarchipels ertheilt hat?“ — Er nickte bejahend und stopfte seine Pfeife. — „Sie haben das Cap Horn umsegelt?“ — Nicken. — „Die Meerenge des Magelhaens durchschifft?“ — Bejahung. — „Die Insel Baux entdeckt?“ — Fortwährendes Nicken. — „Und die Eilsäische Spitze?“ — „Ja doch, ja, einer hat sie doch finden müssen.“ — „Das alles haben Sie vollbracht, und sitzen nun so leibhaftig hier bei uns, um Kaffee zu trinken?“ — „Und wo sollte ich denn sonst sein?“ — „Ach, das ist prächtig! Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken.“

Der alte Hayfisch Mordeille ward ein wenig eifersüchtig ob meiner auftauchenden Begeisterung, warf die Enterhaken aus und drängte sich an Bord unserer Unterredung. „Nun, beim Himmel,“ hob er an: „was würden Sie erst zu meiner Wegnahme der Stadt Vevey sagen, die sechszehn Kanonen führte; der Jean Bart war eine Nußschale dagegen, nicht größer, als der Tisch; ich hatte nur sechs Stücke und vorn zwei Drehbassen. Aber so hören Sie doch und schauen Sie mir nicht in den Masse hinein, wie in einen Spiegel. Denken Sie nur, ich ließ das Stagsegel . .“ „Kapitän,“ unterbrach ich ihn bescheidentlich: „Sie haben mir das erst gestern noch des Breiteren wiedererzählt, vergönnen Sie mir nun, Herrn Masse zu fragen, was aus dem Solide geworden?“ — „Der Solide?“ sprach Masse: „traun, wenn er'n Ochs wär', könnt' er Sie stoßen. Dort liegt er.“ — Er deutete dabei durch das Fenster. In zwei Sprüngen war ich draußen, betastete mit Händen das edle Holz und sah am Spiegel empor. Der Name war halb verwischt und das Werg hing in Fetzen herab. Das Wrak war nichts mehr, als der Schatten eines Schiffes und doch behauptete es noch als Gespenst seine Würde und seinen Vorrang vor allen seinen Umgebungen. Das Fallreep hing vom Steuerbord; ich stieg daran empor, setzte mich auf die zertrümmerte Spille und kam mir wie Marius auf den Trümmern von Kartago vor. —

Ein zerstörtes Schiff hat viel mehr Anziehendes, als die Trümmer einer Stadt. Das Gestein war immer todt, auch da es wohlgeordnet stand; aber das Fahrzeug hat gelebt, wie wir selber; sein rauschender Kiel hat mit den Wogen gesprochen; vor Freuden hat es gebebt im Hauch des günstigen Windes; unter lautem Beifallsruf ward es getauft, wie ein anderer Christenmensch; die Wechselfälle der Sterblichkeit hat es durchgemacht, war krank und gesund, betrübt und froh, wie's eben kam. — Wenn daher solch ein ruhmgekrönter Belisar die letzte Stenge wie eine flehende Hand ausstreckt und in Lumpen an seinem Ankertau in demselben Hafen bebt, der ihn einst in der Blüthe seines Stolzes erblickt, dann beweinen wir ihn wie einen gefallenen Helden und möchten ihn gern durch That und Wort trösten, besonders wenn der Rumpf einen unvergänglichen Namen trägt, wie Nelsons Victory, wie Bonaparte's Fregatte Muiron, oder wie Marchand's Solide.

Ich faßte alsbald einen Gedanken, der mir lachte. Ich kehrte zum Kaffeehaus zurück, um Masse zu bitten, mir an Bord selbst die Geschichte der weiten Fahrt zu erzählen, auf denselben Planken, auf welchen einst des unglückseligen Marchand Schritte erdröhnten. Masse lieh meinem Wunsch willig Ohr, und setzte sich zu mir auf das Verdeck. Reisen und Abenteuer hatten seinem Antlitz ein ganz seltsames und eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, das an alle verschiedene Welttheile gemahnte; seine tätowirten Wangen und Stirn, die kupferrothe Haut, der kahle Scheitel machte ihn zu einem Kaziken in braunem Ueberrock. Er glich einem alten Wilden in Kleidern der Civilisation. Seine Sprache war die der Provence, nicht etwa, weil er die französische verachtet hätte, sondern ganz einfach, weil er ihrer unkundig war. Sein Vortrag war ruhig und gemessen, und erzählte die entsetzlichsten Erlebnisse seines bewegten Daseins mit der größten Kaltblütigkeit. Seine Stimme schlug in Lust und Schmerz stets nur den einen Ton an. — Warum vermag ich nicht Wort für Wort seine Erzählung wiederzugeben? Dem wortreichen und ruhigen Bericht verliehen die erhabensten Bilder, großartig wie See und Himmel, seine Färbung, und dennoch ahnte er nicht, wie die erhabene Einfachheit seiner Worte sich in der unerhörtesten Poesie verklärte. Er wähnte, die gewöhnlichsten Dinge zu sagen; er sprach ohne Unterlaß vom Meer, von Stürmen, Schlachten und fernen Inseln, wie wir von den Gegenständen unserer täglichen Beschäftigungen sprechen, ohne Begeisterung und ohne Prahlerei. In meinen Augen wog er einen Homer auf. — In-

erst freilich sagte er mir nichts, was ich nicht schon gewußt hätte, ich, der ich Marchands Reise wohl zehnmal gelesen.

— „Ich glaube," sagte ich: „daß des Kapitäns Tagebuch mit Botany-Bay oder Vandimensland schließt, wie Ihre Erzählung. Warum schließen auch Sie damit ab? Haben Sie seit der Abfahrt von Neuholland gar nichts mehr erlebt?"

Masse seufzte tief auf, Thränen rollten durch die Kupferfurchen seiner Wangen und erst nach einer Weile entgegnete er: „Wohlan, Sie sollen nun vernehmen, was Sie bisher nicht wußten."

Schaudernd schmiegte ich mich an ihn, denn in seiner Stimme bebte etwas wie ein ungeheurer Schmerz. Er fuhr fort:

„Wir hatten Isle de France erreicht und die vor der Heimkehr noch zu durchmessende Strecke erschien uns so geringfügig, daß wir uns sorgloser Freude überließen. Unsere Fahrt war ausnehmend glücklich gewesen; wir hatten allerlei Inseln entdeckt; unser Pelzhandel an der chinesischen Küste war höchst vortheilhaft gewesen; an Bord gab's Piaster in Hülle und Fülle und wir dünkten uns Könige von Peru. Auf Isle de France wollten wir nur frische Vorräthe einnehmen und dann die Anker lichten. Abends begleitete ich Marchand zum Café de la Marine. Dort bat er mich, seiner zu harren, und verschwand durch eine in das Innere des Hauses führende Thüre. Mit Hiobsgeduld wartete ich drei Stunden.

Es schlug Mitternacht, die Gäste hatten sich entfernt und der Wirth sah mich so bedeutsam an, daß ich's für unschicklich hielt, noch länger zu verweilen; so bezahlte ich denn meine Zeche und begab mich dann an Bord in meine Hangmatte. Morgens darauf gegen neun Uhr spazierte ich auf dem Hafendamm, mein Pfeifchen schmauchend, hin und her und als ich so zufällig gegen das Caffeehaus hinblicke, seh' ich meinen Kapitain ganz außer sich aus der Thür hervorstürzen. Ich bildete mir ein, es möge irgend ein galantes Abenteuer hier im Spiel sein und wollte daher nicht so thun, als merkt' ich was; dennoch ging ich dem Kapitain entgegen, der erstaunt schien, mich zu treffen. —

„Sie haben mich erwartet?" fragte er bestürzt.

„Erwartet?" versetzte ich lachend: „nein, das hätte mir doch ein Bischen zu lang gewährt." —

„Ja . . . freilich . . . nun, Sie haben wohlgethan. Wie haben Sie die Nacht zugebracht, lieber Masse?"

„Ganz gut, zwischen unsern Planken. Und Sie, Kapitän?"

„Ich, . . . nun nicht übel." —

„Aha, Kapitän, Sie haben auf den Inseln der Marquisen von Mendoza das trefflichste Beispiel gegeben, doch scheint es, daß Sie hier ein Wenig von Ihrer Strenge nachgelassen. Freilich, diese Creolinnen . . . ." Marchand verzog keine Miene, und blieb ganz ernsthaft. Ich fuhr alsbald fort: „Verzeihung, Kapitän, wenn ich unbescheiden bin; ich will nichts gesagt haben." — Marchand nahm mich bei der Hand, und führte mich an einen einsamen Platz, stellte dort mit über der Brust geschränkten Armen sich vor mich hin, und bat mich zu rathen, was er die Nacht hindurch betrieben? — Wahrscheinlich haben Sie den jungen Menschen gespielt, Kapitän." — „In der That: gespielt. Ich habe gespielt." — „Auch gut." — „Ich habe verloren." — „Viel?" — „Alles, was ich besaß . . ." — „Das ist ein Unglück . . ." — „Und mehr, als das." — „Das ist ein Fehler." — „Ich bin tausend Piaster schuldig geworden." — „Die müssen bezahlt werden." — „Aber wie? Ich muß heut Abend bezahlen, heute noch, verstehen Sie mich?" — „Ich habe Ihnen 500 Piaster anzubieten. Genügen die?" — „Grad zur Hälfte. Doch immer her damit. Ich habe noch einige mir gehörende Waaren, und muß auch etwas aufbringen, um mich zu erholen. Die Engländer spielen wie die Narren, und einer muß des Satans werden mit Haut und Haar, um gegen sie zu verlieren. Ich werde ihnen heute Nacht hunderttausend Franken abnehmen, und morgen segeln wir ab!" — Ich machte nicht die geringste Bemerkung darüber, sondern bestellte den Kapitän in's Caffeehaus, holte meinen Schatz, die Ersparnisse von drei Jahren, und sah Marchand den ganzen Tag nicht wieder. Das Geld gab ich einem gewissen Cyprian Delon, einem sichern und vertrauten Mann. Am nächsten Tage erwartete ich den Kapitän mit peinlicher Ungeduld; vom frühen Morgen bis gegen fünf Uhr lag ich vor dem Kaffeehaus auf der Lauer. Meine Angst um ihn war unbeschreiblich groß. An Bord schon rüstete die Bemannung das Schiff zu schleuniger Abfahrt. Endlich, ein wenig vor dem Sonnenuntergang erschien der Kapitain. Er kam aus dem Kaffeehaus. Sein Aussehen war wahrhaft entsetzlich, und er glich einem gespenstigen Leichnam, er, den ich in der schrecklichen Gefahr mit keiner Wimper hatte zucken sehen. Er winkte mir ihm zu folgen. Schweigsam schritten wir nebeneinander her gegen den einsamen Baumgang hin. Ich wagte nicht, ihn zu befragen. Endlich hob er an: „Ich habe alles verloren, mein Freund, Alles! Verstehen Sie mich?" — „Ich denke wohl." — „Nein, Sie verstehen mich nicht. Ich habe alle Waaren ausgeladen, sie verkauft, und das Geld verspielt." — „O, mein armer Kapitain," rief ich: „was haben Sie gethan!" — „Ich hätte den Solide selber verspielt, wenn ich ihn auf den grünen Tisch zu setzen vermocht hätte, das ganze Schiff mit Mann und Maus." — „Was fangen wir nun an?" — „Nur ruhig, Masse, Sie sollen doch noch zufrieden sein." — „So haben Sie also Hoffnung, sich wieder zu erholen?" — „Hoffnung! Woher? für mich giebts keine Hoffnung mehr. Warum auch bin ich nicht untergegangen, wie Lapeyrouse? Weßhalb ward ich nicht in Owyhee erschlagen, wie Cook? Mußte ich darum das Senkblei in der Hand, die Meerenge des Magelhaens durchschiffen, ohne nur einen Splitter meines Kieles einzubüßen; die Küsten China's befahren, die weite Südsee durchirren; die ganze Welt umsegeln, um hier an einem elenden grünen Tische scheiternd Gut und Leben zu verlieren sammt der Ehre?" — Der Kapitain lehnte seine Stirn gegen einen Baumstamm, und weinte. Ich bat ihn, mir zu sagen, was ich für ihn thun könnte? — „Hier, mein guter Masse," sagte er; „nehmen Sie diese drei Briefe; einer ist für meine Rheder, das Haus Baur in Marseille, der zweite für meine Familie, und der dritte enthält Weisungen für Sie selbst." —

„Sie wollen also auf Isle de France bleiben?" fiel ich rasch ein. — „Ja, ich will bleiben," versetzte er trocken und mit einem Lächeln, das mir durch Mark und Bein ging. Ich setzte mich an einen Baum hin, die Stirn in den Händen und weinte wie ein Kind. Aus dieser Lage schreckte mich plötzlich ein starker Knall empor, fünf Schritte weit von mir lag der Kapitain mit zerschmettertem Schädel . . . ."

Mit dem Ernst eines indianischen Häuptlings oder eines arabischen Hirten schwieg nun Masse. Funfzehn Jahre waren vergangen, seit er den unglückseligen Freund, den Gefährten auf langer abenteuerlicher Pilgerschaft begraben, doch sein Schmerz war noch stark, wie in der ersten Stunde, denn ewig, wie das Meer in seiner unendlichen Größe, ist jeglicher Schmerz, der es geboren. (Europa.)

Felicia.

(Fortsetzung.)

„Wir haben ihm von Dir erzählt, mein Engel," sagte sie Felicien, „und Du kannst Dir nicht vorstellen, welchen großen Eindruck das Gemälde Deiner Gefangenschaft auf ihn gemacht hat. Er sagt, daß Du ihm wie eine junge bezauberte Prinzessin vorkommest und er nennt Deine Tante eine böse Fee. Auch Frau von Manicamp läßt nicht nach, sich nach Dir zu erkundigen und ist, besonders in der letzten Zeit, sehr neugierig geworden, Deine Bekanntschaft zu machen. Ich muß ihr wahrhaftig nächster Tage dieses Vergnügen machen; ich habe mich schon anheischig dazu gemacht."

So oft der Name des Herrn von Gandale im Gespräche wiederkehrte, glitt eine Rosenwolke über Angela's Stirn hin; sie hörte schweigend mit gesenktem Köpfchen zu; aber Felicien entging diese Röthe, dieses Schweigen, was bedeutsamer war, als Worte es sein können und sie war weit von der Vermuthung entfernt, daß er der Gatte sein könnte, welchen Cäcilie ihrer Schwester bestimmte.

Eines Abends sagte die junge Wittwe lächelnd zu Felicien: „Meine Gute, ich führe einen großen Plan im Schilde; die sechs letzten Wochen meiner Trauer sind verstrichen; es wäre nicht grade unschicklich, wenn wir anfingen, ein paar Leute mehr bei uns zu sehen. Ich habe beschlossen, nächster Tage eine Reunion zu geben. Wir wollen tanzen, wir wollen ein kleines Concert arrangiren und einen Mitternachtsschmaus halten. Wie gefällt Dir das, meine Theure? Willst Du unserm Feste beiwohnen?"

„Ich! Ich soll einen Ball mitmachen?" rief Felicie, die Hände zum Himmel hebend! „Mein Gott! Wär' es eine Möglichkeit."

„Nun freilich! Das ist nicht nur möglich, das ist sogar leicht," sagte Angela lachend; „wir haben das mit Cäcilien den ganzen Tag über besprochen; wir werden uns auf's Möglichste herausputzen und Dir ein neues Kleid zum Balle machen lassen."

„Ein neues Kleid! Kleider habe ich zu Dutzenden," unterbrach sie Felicia, „und zwar sehr schöne; die böse Susanne kauft sie mir und ich begehre aus Langerweile immer neue; ich besitze auch Perlen und Juwelen."

„Nun wohl, Du kannst Dich mit ihnen schmücken;" sagte Cäcilie lustig, Du mußt Dich aufs Möglichste herausputzen."

„Ach, liebe Felicie, wie glücklich werde ich sein, Dich der schönen Welt vorzustellen, und wie stolz auf die Lobeserhebungen, die Deine Grazie, Deine Schönheit einernten werden."

Während ganzer acht Tage dachte Felicia nur an das kommende Fest. Eines Abends endlich, eines schönen Sommerabends, in der Stunde, in der die Strahlen der untergehenden Sonne am Horizonte verschwinden, stahl sie sich in den Garten der Frau v. Favras. Man hatte mit Willen diesen Theil der Terrasse ohne Beleuchtung gelassen, die überdem durch eine Hagebuche beschattet war; Felicie trat, ohne wahrgenommen zu werden, in einen zu ebner Erde liegenden Pavillon, wo Angela ihrer harrte.

„Himmel! Welch ein prächtiger Schmuck! Du siehst reizend aus, Liebe!" rief das junge Mädchen, Felicien mit entzücktem Auge betrachtend. „Diese Juwelen sind einer Königin würdig!"

„Ich habe mich aufs Gerathewohl angezogen und frisirt, beinahe im Dunkeln," sagte Felicie, indem sie vor einen großen Spiegel trat. Sie hatte eine silbergraue Taffetrobe nebst einem Leibchen von grauer Farbe, ohne alle Stikkerei und Besatz angelegt; allein das Einfache dieses Anzuges, das ihr Susanne zum Ausgehen am Sonntage hatte machen lassen, wurde gehoben durch den Glanz der Juwelen, die Felicie aus ihrem Schmuckkästchen ausgewählt hatte; ihre wallenden schwarzen Locken waren durchflochten mit Perlenschnüren, die mit Diamanten befestigt waren, und eine Kette von Edelsteinen, die bis auf den Gürtel herniederfiel, umschlang ihren Hals.

„Nun wäre ich fertig! brechen wir auf!"

„Noch einen Moment!" sagte Angela, „Du mußt Deinem etwas dunklen Anzug durch ein paar Blumen ein etwas heiteres Ansehen geben." Darauf befestigte das liebenswürdige Mädchen einen Strauß von Rosen und Jasmin,

wie sie selber einen ähnlichen an ihrem weißen Atlaskleide trug, an Feliciens Busen.

Als Felicia im Ballsaale am Arm der Frau von Favras erschien, erhob sich von allen Seietn ein Gemurmel der Bewunderung; die Tänzer blieben stille stehen, die Spieler vergaßen ihres Spieles; kurz das Aufsehen war allgemein. Es lag etwas sonderbar Fesselndes in dieser triumphirenden Schönheit; dieses Rabenhaar, diese geraden Augenbrauen, dieser Blick, bald scharf und kalt, wie ein Schwert, dann wieder glühend und sengend, diese Augen, deren bleicher Azurglanz unter langen Wimpern hervorblitzte, alle dieses eigenthümliche, zusammen contrastirende, machten aus dem Mädchen ein wunderbares, fremdartiges Wesen, welches man ohne Neugier, ohne Bewegung nicht betrachten konnte. Sie verstand ihren Triumph, es schien ihr, daß sie in diesem Augenblick den ihr gebührenden Platz einnehme und daß sie durch ihre Schönheit zur Königin einer Welt, die sie mit ihrer Bewunderung umringte, empor gehoben werde.

Unterdessen hatten die Spieler wiederum zu ihren Karten gegriffen, die Tänzer vollendeten ihre unterbrochene Menuet und die ältern Damen, die zum Bassetspiel um einen Tisch versammelt waren, knüpften ihr Gespräch von Neuem an. Felicie machte nun die Runde in dem Saal; Frau von Favras gab ihr dabei das Geleit. Als sie der Frau von Manicamy ihr Compliment machte, sah die alte Dame sie an und rief: „Ich erstaune nicht mehr, mein Fräulein, über das, was man mir von Ihnen erzählt hat, eine Schönheit wie die Ihrige, ist ein seltener Schatz, der verborgen gehalten werden muß, wenn nicht Unglück auf Unglück erfolgen soll; überall, wo Sie erscheinen, wird es Untreue, Eifersucht und Unglück geben." Nachdem sie diese Schmeicheleien beendigt, küßte sie Felicien auf die Stirn.

Letztere kehrte eben auf ihren Platz zurück, als ihre Augen zum zweitenmale denen eines Mannes begegneten, der sich, seitdem sie in den Saal getreten, abseits hielt, ohne daß er an den Vergnügungen des Abends Antheil zu nehmen schien. Er war jung, zeigte einen edeln Anstand und, obgleich seine Züge nicht ausgezeichnet schön genannt werden konnten, besaß er einen Blick, eine Art zu lächeln, ein so geistvolles und vornehmes Gesicht, daß seine Gestalt unwillkührlich Jeden aufmerksam machen mußte. Felicia empfand eine geheime Bewegung, als Frau v. Favras den Unbekannten heran winkte und ihn ihr mit den Worten vorstellte: „Hier, meine Liebe, ist Herr von Gandale, der vor Begierde, Sie kennen zu lernen, beinah gestorben ist und der, seitdem Sie in den Saal getreten, fast versteinert scheint, da er vor Bewunderung unfähig ist, Sie zu begrüßen."

Es besteht zwischen Leuten, die viel von einander haben reden hören, ohne daß sie sich gesehen hätten, ein gewisses gegenseitiges Interesse, daß sich leicht in ein lebhafteres Gefühl verwandelt. Der erste Blick, welchen Felicie auf den Marquis von Gandale warf, war nicht der gleichgültig-neugierige Blick, den sie auf die übrige, im Saal anwesende Gesellschaft richtete und der Marquis seinerseits vermochte es nicht, diesen süßen Blick ohne Verwirrung auszuhalten. Tänzer in Menge fanden sich ein, um sie aufzufordern; sie mußte, um sie los zu werden, erklären, daß sie keine Menuet tanzen könne; die Art, wie sie diese Erklärung gab, ließ Herrn von Gandale hinreichend merken, daß sie sehr zufrieden war, unter diesem Vorwande ihre Unterhaltung mit ihm, die sich doch nur auf Gewöhnlichkeiten beschränkte, fortsetzen zu dürfen. Sie sprachen den ganzen Abend auf diese Weise mit einander.

Der Mond war aufgegangen und sein Silberschimmer begann durch das Laub der Bäume im Garten zu blinken. Felicia neigte sich gegen das Fenster, an welchem sie saß und mit dem Finger auf die dunkle Mauer deutend, welche beide Häuser trennte, sagte sie: „das ist mein Gefängniß: noch ein paar Augenblicke und ich muß dahin zurück!"

„Ach, Fräulein," entgegnete er mit Feuer, „denken Sie vielmehr daran, wie Sie ihm auf immer entfliehen können."

„Wohl denke ich daran," seufzte sie mit gepreßter Stimme.

Ein junges in der Welt erzogenes Mädchen hätte nicht auf diese Weise den Mann, den sie auszeichnete, für den ganzen Abend an ihrer Seite zu halten gewußt; allein Felicie überließ sich in ihrer Unschuld zu sehr dem süßen Gefühl dieser ersten Regungen der Leidenschaft. Als man sich in den Speisesaal begab, um die Abendmahlzeit zu halten, ließ sie sich wiederum von Hern von Gandale das Geleite geben und lud ihn mit einem Blicke ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Frau von Favras schien unruhig zu werden und ihre Schwester vermochte kaum, ihren tödtlichen Schmerz zu verbergen. Die verwittwete Frau von Manicamy beobachtete ihren Neffen mit sorgevollem Erstaunen. „Das Erscheinen dieses Kindes hat eine große Wirkung hervorgebracht," flüsterte sie einer ihrer Freundinnen zu. „Sehen Sie den Marquis, er wendet kein Auge von ihr ab — er könnte im Fall einer erklärten Leidenschaft sich kaum anders benehmen. Das ist mir unangenehm; ich hatte andere Absichten mit meinem Neffen."

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Erbschaftssache.

Aus einer Stadt in Preußen ist dem Beobachter folgende Anfrage zugekommen:

„Mein Herr Beobachter! Ich erlaube mir, Ihnen eine Frage vorzulegen, um deren gütige Beantwortung nach Ihrer besten Einsicht, ich Sie ergebenst ersuche. Es handelt sich hier um das Wohl und Weh einer Waise. Seit einer langen Reihe von Jahren befand ich mich bei meiner Tante, einer wohlhabenden Wittwe, als Pflegekind. Ich liebte meine Wohlthäterin, wie ich meine Mutter liebte und geliebt haben würde, hätte ich sie nicht schon in den frühesten Tagen meiner Kindheit verloren. Meine Tante war mir ebenfalls von Herzen zugethan, und wir lebten sehr still und friedlich zusammen. Kürzlich erkrankte sie an einem ganz gewöhnlichen Uebel, wie die rauhe Jahreszeit dergleichen mit sich bringt. Am zweiten Tage ihrer Krankheit äußerte sie die Besorgniß, daß sie sterben könnte, und fragte mich um Rath, ob sie wohl ihr Haus bestellen und ein Testament machen solle. Manche Andere an meiner Stelle hätte gewiß auf die Aufnahme eines solchen gedrungen, und zwar um so eher, weil die Tante sich in Betreff ihrer Erinnerung an mich sich sehr vortheilhaft für mich äußerte. Ich indeß tröstete und beruhigte sie damit, daß, wie es auch wirklich der Fall war, ihre Krankheit keinen so gefährlichen Charakter offenbare, als daß jenes Geschäft nicht noch aufgeschoben werden könne. Selbst der Arzt, der an diesem Tage erschien, fand das Uebel nicht bedeutend, sondern für ein Unwohlsein, das sich bald heben werde. Ich weiß nicht, ob wir uns Beide getäuscht hatten, oder ob sich inzwischen dem Uebel ein anderes hinzugesellte, — genug, die Tante starb in der nächsten Nacht. Obgleich dies so ganz plötzliche, völlig unvorhergesehene Ereigniß fast vernichtend auf mich einwirkte, so war ich doch genöthigt, mich zu sammeln und für eine anständige Bestattung der Verstorbenen zu sorgen. Nachdem sie beerdigt worden war, fanden sich diejenigen ihrer Verwandten ein, welche, da kein Testament vorhanden ist, ihre gerechten Ansprüche auf den Nachlaß nach Maßgabe des Gesetzes haben, die aber auch im Falle eines letzten Willens gewiß nach Möglichkeit gut bedacht worden wären, nur mit dem Unterschiede, daß die Erblasserin alsdann, ihrer oftmaligen, in Gegenwart von Zeugen ausgesprochenen Versicherung zufolge, mir eine bedeutende namhafte Summe, die ich hier in Zahlen nicht angeben will, ausgesetzt haben würde. Ich stellte dieses und meine jetzt verlassene Lage den Erben mit thränenden Augen vor, und überließ das Weitere ihrem Gefühl und ihrer Pietät für die Hingeschiedene. Allein diese Leute blieben ganz ungerührt, und nicht genug, daß sie gradehin erklärten, es könne bei dem Mangel einer letztwilligen Verordnung nichts für mich gethan werden, so machten sie mir selbst noch Vorwürfe, daß ich durch ein zu kostspieliges Begräbniß die Erbschaft um Einiges beeinträchtigt habe, was ich billig hätte ersparen können, da ein ganz einfaches Begräbniß genügt haben würde. Ich bemerke indeß, daß die Tante von mir ganz in der Art beerdigt worden ist, wie dies bei ihrem früher verstorbenen Gatten stattfand, und jeder Billigdenkende würde an meiner Stelle, wie ich, zu handeln sich gedrungen gefühlt haben? —

Nun meine ergebenste Frage: „Wie denken, wie urtheilen Sie, mein Herr Beobachter, über diese Sache?" —

Eine Ungenannte.

Beantwortung des Beobachters. Meine gute Ungenannte! Ein Urtheil kann ich mir über die Sache nur insofern erlauben, als dieselbe nach ihrer Lage für die Erben auf rechtlich begründeten Füßen zu stehen scheint; nur so viel glaube ich noch hinzufügen zu dürfen, daß, wäre ich einer der glücklichen Erben, ich gern meinen Antheil an der Ihnen von der Tante vor Zeugen versprochenen Summe und auch wohl noch mehr Ihnen herauszahlen würde, da ich voraussetze, daß die Erbschaft gar nicht gering sein müsse. Denn mich bedünkt, daß es polizeilich nicht verboten sei, das Andenken an eine von mir beerbte Verstorbene durch eine dem Sinne derselben, wie meinem eigenen Gefühle entsprechende Wohlthat zu besiegeln.

Lokales.

— Es ist wahrhaft betrübend, wenn wir so häufig bemerken, daß Geschäftleute ganz falsche Mittel wählen, um ihre Unternehmungen zu fördern oder ihre Existenz zu sichern. Bekanntlich herrscht bei den Materialwaarenhändlern die Sitte, Gegenstände, welche häufig verlangt werden, wie Caffee, Zucker ꝛc., schon abgewogen vorräthig zu halten, um sich beim Verkauf die Zeit und Mühe des Abwiegens zu ersparen. Das ist denn auch eine höchst praktische Einrichtung, welche gewiß jeden Kunden zu Dank verpflichtet, wenn sie nicht dazu benutzt wird, die Käufer im Gewichte zu übervortheilen, wie es leider viele der Herren Kaufleute machen, besonders bei den kleineren von denen die ärmere Klasse ihre Bedürfnisse entnimmt. Nicht allein, daß sie, verhältnißmäßig sehr große Stücke Papier von fast Pappenstärke zum Einschlag verwenden und mit ins Gewicht ziehen, wodurch ihnen schon ein bedeutender Vortheil erwächst, so lassen sie auch gewöhlich noch eine bestimmte Quantität am richtigen Gewichte fehlen. Hierdurch erwächst ihnen freilich augenblicklich doppelter Vortheil, sie haben aber den Nachtheil, daß sich die Kunden von ihnen wenden, und ihre Bedürfnisse anderer Orten einkaufen. Diese kleinkrämerische, falsche Speculation ist auch gewiß Schuld, daß so viele Materialwaarenhändler zu Grunde gehen, die bei guter reeller Waare und bei richtigem Gewicht sehr gut hätten bestehen können. Uns sind Handlungen bekannt, welche in ihrer Gewinnsucht so weit gehen, daß sie z. B. die sächsischen Thaler-Kassen-Anweisungen nur für 29½ Silbergroschen annehmen, während doch bei jetzigen Geschäftszeiten Jedermann zufrieden sein muß,

wenn er seine Waaren mit mäßigem Gewinne gegen baare Zahlung verwerthen kann. — Durch derartige Manövers können es die Herren Kaufleute aber leicht dahin bringen, daß sich Vereine bilden, deren Mitglieder durch eine gemeinschaftliche Kasse ihre Einkäufe in größeren Quantitäten besorgen, und diese dann unter sich theilen, wodurch sie jedenfalls vor zu großer Uebervortheilung geschützt sind. g.

Miscellen.

In der kleinen Residenz (W.) gab es, wie überall, eine erste (Hof-) Gesellschaft, und außerdem noch eine zweite, dritte u. s. w., welche sich sämmtlich auf den Kasino-Bällen jährlich einige Male vereinigten, auf welchen auch die ganze fürstliche Familie erschien. Da sich aber auch dort diese verschiedenen Gesellschaften von einander ziemlich fern hielten, befahl der Fürst allen Damen seines Hofes mit jedem sie auffordernden Herren zu tanzen, auch wenn derselbe sich ihnen nicht vorstellen ließe. — Auf einem dieser Bälle nun bat ein äußerst fein und elegant gekleideter junger Mann Fräulein von X., erste Hofdame der Fürstin, um einen Tanz; sie durfte es nicht abschlagen, und der fremde Herr trat dreist mit ihr in die Reihe der tanzenden Offiziere, Kammerherren ꝛc. Er lenkte das Gespräch sehr bald auf die Toilette der Damen, moquirte sich über den unmodernen Anzug vieler Tänzerinnen, und wußte jedes Mal anzugeben, worin das Fehlerhafte lag, sodaß Fräulein von X. ihn ganz erstaunt und erzürnt fragte, woher er denn darüber urtheilen könne? „O, gnädiges Fräulein," war seine Antwort, „ich muß es doch verstehen, denn ich habe vier Jahre bei dem ersten Damenschneider in Paris gearbeitet." Außer sich und weinend stürzt Fräulein von X. zum Fürsten und klagt ihm ihr Unglück, mit einem Schneidergesellen getanzt zu haben; der Fürst läßt sich von ihr den fremden Herrn zeigen, und als er ihn sieht, bricht er in ein lautes Gelächter aus. „Das ist ja einer der reichsten Herren unseres Nachbarlandes Z., der sich mit Ihnen diesen Scherz erlaubt hat; kommen Sie, liebe X., ich werde ihn Ihnen in seinem eigentlichen Namen vorstellen, es ist ein Graf Y."

Der Zweikampf. Vor nun sechs Jahren geriethen zwei Gentleman von Massachusets so hart an einander, daß Pistolen oder Degen den Streit schlichten sollten. Master A. forderte und Master B. schickte in aller Form Rechtens seinen Cartellträger. Master B. war verheirathet, Master A. noch ein Junggeselle; Master B. ließ deshalb seinem Forderer erklären, er werde sich nicht schlagen, weil ihre sociale Stellung ungleich sei. Master A. antwortete nichts, schickte aber bald darauf dem Master B. wiederum einen Cartellträger und wies durch einen Ehekontrakt nach, daß er nun gleichfalls verheirathet sei. Der Kampf sei immer noch ungleich, ließ Master B. erwidern, denn er habe jetzt ein Kind, und der Gegner habe keines. Master A. schwieg und schickt erst nach einiger Zeit seinen Cartellträger wieder zu Maste B. mit dem Bescheid, er habe jetzt auch ein Kind, wie sich aus dem beifolgenden Taufschein ergebe. „Die Partei ist immer noch ungleich," schrie Master B., „denn ich habe jetzt zwei Kinder!" Kurz, jedes Jahr ließ Master A. an Master B.'s Thüre klopfen und immer war B. dem A. um ein Kind voraus. Der seltsame Zweikampf dauert noch heute fort; bereits stehen 6 Kinder gegen 7.

Eine Eulenspiegelei. Als der König von Hannover unlängst Mölln, die Geburtsstadt Eulenspiegel's, besuchte, sprach er den Wunsch aus, die Kanne zu sehen, aus der dieser bekannte Spaßvogel getrunken hat. In tiefster Devotion wurde sie ihm gebracht, doch der König sah zu seiner nicht geringen Verwunderung ein ganz neues Gefäß. Auf die Frage, wie das komme, erhielt er die Antwort, die alte sei so unscheinbar gewesen, daß man sie den Augen Sr. Majestät nicht für würdig gehalten und deßhalb eine neue von ganz gleicher Gestalt gekauft habe.

Geistesgegenwart. Ein erfahrener Schullehrer erzählte mir die nachstehende Anekdote, deren Held wegen seiner Geistesgegenwart Lob verdiente: eines Tages nämlich, als es geglatteiset, kam ein Schüler sehr spät in die Schule und antwortete, als er um die Ursache davon gefragt wurde: „weil ich stets zwei Schritte rückwärts rutschte, wenn ich einen Schritt vorwärts that." — „Aber," fragte der Lehrer weiter, „so hättest Du auf diese Weise ja gar nicht hierher kommen können?" — „Ich kehrte mich um und rutschte hierherwärts, während ich nach Hause zu ging."

Unter die Unmöglichkeiten dieses Lebens gehört auch ein Bräutigam, dem seine Braut nicht irgend etwas gestickt hätte.

Ritter-Orden des heiligen Krieges. Am 8. März 1619 wurde dieser Orden zu Wien gestiftet, deren vornehmste Glieder der Herzog von Nevers, Fürst Radzivil, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, die Grafen von Belthaim, von Buchheim, Arko waren. — Das Zeichen war ein goldenes mit dem Bildniß der Mutter Gottes geziertes Kreuz, an den Mantel geheftet. — Nach der Messe mußte der Ritter aus der Kirche gehen, auf einer Decke unter freiem Himmel knieen und beten, dann mit bloßem Schwerte Kreuzhiebe in die Luft machen, das Schwert alsdann wieder einstecken, wieder beten und zuletzt schwören, die Ungläubigen zu verfolgen, und die katholische Kirche zu beschützen.

Im Mittelalter hatte zu Treviso die scherzhafte Bestürmung eines Schlosses Statt und zwar: mitten in der Stadt war eine Festung aus Teppichen, Vorhängen und feinen Decken aufgerichtet und die schönsten Mädchen mußten sie vertheidigen; die adligen Jünglinge waren die Stürmer. Anstatt des Wurfzeuges bediente man sich der Azaroläpfel, Lilien, Violen, Narzissen und anstatt der Gewehre der mit Rosenwasser oder andern wohlriechenden Gewässern angefüllten Spritzen. Das Ende davon war ein fröhlicher Tanz, welcher hauptsächlich dem Kaiser Friedrich dem Rothbart höchlichst gefallen.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.